

Wenn das Netz Trauer trägt

Gabriele Gérard fand wenig Verständnis für ihre Trauer. Jetzt erinnert sie im Internet an ihren Sohn Florian

VON UNSEREM REDAKTEUR
ADRIAN HOFFMANN

Gabriele Gérard tippt, bis die Buchstaben verschwinden. Das E und das N fehlen schon. Ohne die abgewetzte Tastatur ihres Laptops könnte sie nicht sein. Die 57-Jährige braucht die Tastatur, um zu sich selbst zu finden. Sie tippt fast jeden Tag in einem Zimmer in ihrem Haus in Berlin-Köpenick darauf. Sie nennt es Florians Zimmer, obwohl Florian nie darin gewohnt hat. Gabriele Gérard sammelt dort seine Jeans, T-Shirts, seine Bücher. Eine Kerze brennt vor einem Foto von ihm. Florian, ihr einziges Kind, ist tot. Doch für seine Mutter lebt er weiter – im Herzen und im Internet.

Zur Beerdigung in Schöneberg kamen sie alle. Angehörige und Freunde von Florian. Mehr als 100 Menschen bildeten den Trauerzug. Sie liefen die Kastanienallee entlang, hinter den Trägern des meerblauen Sarges. Sie warfen rote Rosen ins Grab. Sie weinten, waren wie gelähmt. Am nächsten Tag waren sie weg. Gabriele Gérard stand allein vor dem Grab ihres Sohnes. Sie brach zusammen. Sie wusste, dass dies erst der Anfang ist. „Ich fühlte mich völlig allein gelassen.“

Ein Webdesigner hat in ihrem Auftrag eine Seite für Florian zusammengestellt. www.trauer-um-florian.de heißt sie. Gabriele Gérard hat Briefe gesammelt, die sie von ihrem Sohn aus Irland bekommen hat. Und sie schreibt ihre Gedanken auf, wie sich ihre Trauer in den Jahren nach dem Tod verändert. So schafft sie sich einen Weg aus dem inneren Chaos, in das sie der Tod ihres Sohnes gestürzt hat. Sie speichert die Texte als Word-Dokumente in einem Ordner auf dem Desktop ab. „Ich wollte ihm ein Denkmal setzen“, sagt sie.

Die Sprachlosigkeit macht den Trauernden zu schaffen.

Gabriele Gérard ist ins Internet geflohen. Weil ihr Umfeld mit dem Tod ihres Sohnes genauso überfordert war wie sie. Ihre Freunde forderten sie auf, loszulassen. Ein Reizwort. „Man kann nicht als derjenige zurückkommen, der man vorher war“, sagt sie. Für Eltern, deren Kinder sterben, hat Trauer kein Ende. Deshalb gehen auch so viele von ihnen ins Internet. Einige machen es wie Gabriele Gérard und lassen eine Website einrichten. Die meisten aber suchen nur Menschen, denen sie von ihrer Trauer schreiben können. Menschen mit dem gleichen Schicksal.

Florian ist vor vier Jahren in den Armen seiner Freundin gestorben. Er war 23. Nach seinem Abitur ging er nach Irland, wo er seinen Zivildienst bei Behinderten machte. Später begann er in Dublin ein Studium. An jenem Abend wollte er in den Keller und eine Münze in den Trockner werfen. Er fiel auf der Treppe um. Seine Freundin hörte den Schlag und rannte hinab. Sie versuchte, ihn wiederzubeleben. Der Arzt diagnostizierte „sudden death“, plötzlichen Herz-

stillstand. Um Mitternacht erhielt Gabriele Gérard die Nachricht, an ihrem Hochzeitstag. Sie erinnert sich, wie sie die folgenden Tage auf dem Sofa saß und aus der Glaswand auf die Dahme geschaut hat, auf Segelschiffe und auf das Gartenhaus. Darin wohnte Florian, wenn er zu Besuch war. Sie erinnert sich, wie sie im Fluss geschwommen ist, wenn es bewölkt war. Bei Sonnenschein blieb sie im Haus. Sie zog die Jalousien zu. „Ich hasste die Sonne“, sagt sie. Ihr Mann kümmerte sich in dieser Zeit um das Lebensnotwendige. Er arbeitete weiter, in seiner Kanzlei. Gabriele Gérard war fremd in ihrem eigenen Leben.

Trauer 2004: Gästebücher statt Tagebücher

Viele ihrer Freunde mieden sie nicht, weil sie nichts mit ihr zu tun haben wollten. Sie mieden sie, weil sie nicht wussten, was sie sagen sollten. Und sich nicht trauten, etwas zu sagen. Dabei wünschte sich Gabriele Gérard nur, dass jemand zuhört. „Das hätte mir gereicht“, sagt sie. Sie fand Karten im Briefkasten, keiner klingelte. Und wenn jemand anrief, dann kurz. Die meisten waren froh, ihre gesellschaftliche Pflicht getan zu haben.

Erst vor wenigen Monaten sagte ein Bekannter wieder diesen einen, nutzlosen Satz zu ihr: „Ich weiß, wie es dir geht.“ Gabriele Gérard hasst diesen Satz. Sie fuhr mit ihren Händen abwehrend nach oben. Sie riss ihre Augen auf und entgegnete laut: „Was weißt du?“ In solchen Momenten ist sie wütend. „Ich habe Freunde verloren“, sagt sie. Freunde, die mit ihrer Trauer nicht mehr klarkamen. „Aber ich ertrage nicht, dass über Florian nicht mehr gesprochen wird.“ Ihr Mann ist eine Zeit lang aus seiner Männergruppe ausgetreten. Weil keiner über seine Trauer gesprochen hat.

Die Menschen, die Gabriele Gérard eine Mail schreiben, klagen oft über die Verdrängung der Verstorbenen. Eine Frau, deren Mann sich umgebracht hat, schreibt: „Ich halte es nicht aus, dass er von meinen Freunden totgeschwiegen wird.“ Was ist das denn für eine Gesellschaft, in der sich Freunde nicht helfen können? „Der Tod ist ein Tabuthema, noch immer“, sagt Carmen Berger-Zell von der evangelischen Kirche. Die Zahl der Zugriffe steigt. Als es noch kein Internet gab, haben die Menschen auch geschrieben, in Briefen. Doch diese Form der Trauer geht verloren. Mittlerweile gibt es Gästebücher statt Tagebücher.

Trauernde brauchen Rituale. Das Problem ist, dass es kaum mehr Rituale gibt. Gabriele Gérard schafft sich ihre eigenen. Sie verhindern das Vergessen. Die Bank, die vor Florians Grab steht, hat sie selbst aufgestellt. An seinem Geburtstag sitzt sie eine halbe Stunde lang auf ihr. Sie wischt den Tau vom Foto Florians, das zwischen den Rosen steckt. Florian wäre an diesem Tag 28 Jahre alt geworden. Gabriele Gérard hat Freunde zu sich eingeladen. Seine alte Clique ist da. Eine Freundin ist aus Amsterdam gekommen. Gabriele Gérard schenkt ihr eine CD mit Florians Lieblingsliedern. Sie zünden Kerzen an und lassen sie auf der Dahme schwimmen.

Im Internet lernt Gabriele Gérard immer wieder Trauernde kennen. Vier Mütter, die auch ein Kind verloren haben, hat sie vor kurzem besucht. Aus den virtuellem Kontakt entstanden Freundschaften. Bei Florians Freundin ist es umgekehrt. Sie schreibt zwar Mails an Gabriele Gérard, nach vier Jahren noch. Aber mit ihr treffen kann sie sich nicht. Sie sagt, sie habe Angst davor, dass ihr Florians Tod wieder bewusst werde. Sie besucht auch seine Website nicht mehr.



Tastatur und Trauerkerze: Viele trauernde Eltern flüchten mit ihrem Schmerz ins Internet.

FOTO: ADRIAN HOFFMANN

Adios, Francisco Franco

In Madrid ehrt noch immer ein Standbild den Diktator

VON UNSEREM KORRESPONDENTEN
MARTIN DAHMS

Am 20. November, wenn sich der Todestag des spanischen Diktators Francisco Franco zum 29. Mal jährt, werden sich wieder ein paar Hundert alte Franquisten und junge Nazis um das Denkmal im Norden Madrids versammeln. Sie werden den rechten Arm zum Faschisten-gruß erheben und gegen Ausländer und „diese Pseudo-Demokratie“ wettern. Franco wird ihnen aus sieben Meter Höhe von seinem steinernen Pferd zuschauen. Wenn der Spuk vorüber ist, wird ihn kaum einer eines Blickes würdigen – bis zum nächsten Jahr.

Nicht, dass sich niemand an dem Standbild stören würde. Die Vereinte Linke, eine der Oppositionsgruppen im Rat der spanischen Hauptstadt, hat den Bürgermeister dieser Tage wieder gedrängt, den Diktator endlich verschwinden zu lassen. Anlass war eine Aufforderung des Parlaments, die Symbole zu beseitigen, die noch immer in Spanien die Diktatur verherrlichen. Eine Diktatur, die Spanien fast 40 Jahre im eisernen Griff hielt und deren Erschießungskommandos mindestens 130 000 politische Gegner zum Opfer fielen.

Niemand weiß, wem das Denkmal gehört.

Das Standbild von Madrid ist eines von zehn Franco-Denkmalern im Land, aber es steht in der Hauptstadt, keine hundert Meter vom Monument entfernt, das an die demokratische Verfassung von 1978 erinnert. „Man kann sich kein faschistisches Symbol erlauben in einer Stadt, die die Olympischen Spiele austragen will“, findet Anwalt Francisco Fernández. Madrids konservativer Bürgermeister, Alberto Ruiz-Gallardón, streitet zwar mit Herzblut für Olympia 2012, aber am Denkmal mag er nicht rütteln. Seine Erklärung dafür: „Das Standbild ist nicht Eigentum der Stadt.“

Niemand weiß genau, wem die Statue, 1956 in Bronze gegossen, gehört, ob der Stadt, dem Staat oder der Universität Complutense. Und natürlich ist der Streit nur eine politische Taktik, um der Verantwortung auszuweichen, das unmögliche Mahnmal endlich zu beseitigen. Spaniens Konservative sind die demokratisch gewendeten Erben des Franquismus; wenn es nach ihnen gegangen wäre, könnte ganz Spanien noch mit Franco-Denkmalern, Franco-Straßen und Franco-Kasernen gepflastert sein.

Spanien leidet unter Geschichtsamnesie, was eine Folge der „transición“ ist, des friedlichen Übergangs zur Demokratie, der einen parteiübergreifenden Pakt des Vergessens einschloss. Auch die Sozialisten wollten die Geister der Vergangenheit lieber ruhen lassen, aus Bequemlichkeit, aus Angst vor dem Militär, um nicht an die eigenen Fehler erinnert zu werden. Doch nun ist in diesem Jahr mit José Luis Rodríguez Zapatero in Spanien ein Sozialist an die Macht gekommen, der jung genug ist, um diesen Pakt zu brechen. Angespornt wird er dabei vom „Verein zur Wiedererlangung des historischen Gedächtnisses“, der seit vier Jahren die Überreste von Franco-Opfern aus Straßengräben und Massengräbern ausbuddelt.

Zapatero hat vor kurzem eine „Interministerielle Kommission für das Studium der Lage der Opfer des Bürgerkrieges und des Franquismus“ ins Leben gerufen. Eine Art Wahrheitskommission, nach einem Vierteljahrhundert des Schweigens. Die wird sich jetzt auch mit den franquistischen Symbolen, den Denkmälern, Plaketten und Straßennamen in ganz Spanien beschäftigen. Die Zeit ist gekommen, Franco Lebewohl zu sagen.